VERÖFFENTLICHUNGEN
DER WOLFRAM VON ESCHENBACH-GESELLSCHAFT

Herausgegeben von

WALTER HAUG · HANS-HUGO STEINHOFF · WERNER SCHRÖDER

WOLFRAM-STUDIEN

IV

Herausgegeben von

WERNER SCHRODER

ERICH SCHMIDT VERLAG

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wolfram-Studien / hrsg. von Werner Schröder. –
Berlin : E. Schmidt.

NE: Schröder, Werner [Hrsg.]

4. – 1. Aufl. – 1977.

(Veröffentlichungen der Wolfram-von-Eschenbach-
Gesellschaft)

ISBN 3-503-01239-7

ISBN 3 503 01239 7

© Erich Schmidt Verlag, Berlin 1977

Satz: Jürgen Kleindienst, Berlin

Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege

Printed in Germany · Nachdruck verboten

LUDWIG WOLFF

* 1. 2. 1892 † 30. 6. 1975

ZUM
GEDÄCHTNIS

INHALT

	Seite
WERNER SCHRÖDER, Ludwig Wolff †	7
PETER GANZ, Der Begriff des 'Höfischen' bei den Germanisten	16
CARL LOFMARK, Zur Interpretation der Kyotstellen im 'Parzival'	33
JAMES F. POAG, Gawan's Surprise	71
WERNER SCHRÖDER, Zum ersten Vollfaksimile eines 'Willehalm'-Codex	77
KURT GÄRTNER, Zur Negationspartikel <i>ne</i> in den Handschriften von Wolframs 'Willehalm'. Die mit <i>ne</i> und <i>nih</i> t verneinten Sätze.	81
WOLFGANG MOHR, Wolframs 'Willehalm' in neuhochdeutschen Versen	104
WOLFGANG MOHR, Zur Textgeschichte von Wolframs 'Titurel'	123
PETER HÖLZLE, Kapitalakkumulation im 'Gregorius' Hartmanns von Aue	152
PAUL SAPPLER, 'Die Königin vom brennenden See'	173
Herausgeber und Autoren des Bandes	271

LUDWIG WOLFF †

Die Wolfram von Eschenbach-Gesellschaft hat den Tod ihres Ehrenmitgliedes und emer. ordentlichen Professors für germanische und deutsche Philologie an der Philipps-Universität zu Marburg Ludwig Wolff zu beklagen, der am 30. Juni 1975 in einer Gießener Klinik gestorben ist. Sie wird ihm nicht vergessen können, daß er es war, der den 1935 in Amorbach gegründeten und seit den fünfziger Jahren dahinsiechenden Wolfram von Eschenbach-Bund so lange am Sterben hinderte, bis im Jahre 1968 seine Überführung in eine wissenschaftliche Gesellschaft gelang. Auch um die Weiterführung des Wolfram-Jahrbuches hatte er sich bemüht, nachdem Wolfgang Stammerl seit der Mitte der fünfziger Jahre das Interesse an ihm verloren hatte, und den Wolfram-Studien als neuem Publikationsorgan die Wege ebnen helfen. Was ihn dazu bewog, war die Überzeugung, daß es ein geschichtliches Unrecht sei, dem größten deutschen Dichter des Mittelalters zu versagen, was den meisten neueren wie selbstverständlich zuteil geworden ist, und auch dafür haben wir ihm zu danken.

*

Den Ertrag seines lebenslangen Umgangs mit und seines Nachdenkens über Wolfram und sein erzählerisches Werk hat Wolff in vier Aufsätzen niedergelegt, je einem zum 'Willehalm' (1934), zu den 'Titurel'-Fragmenten (1950) und zum 'Parzival' (1955) sowie einem zusammenfassenden über Wolframs Stil (1967)¹. Am Anfang seiner Beschäftigung mit dem Eschenbacher hatte ein kleinerer zur Wolfram-Chronologie (1924) gestanden, zu einem Detailproblem also, während die späteren Arbeiten sämtlich — mehr oder weniger — auf eine Gesamtwürdigung hinauslaufen. Sie gewähren einen Einblick und erlauben festzuhalten, wie das Wolframbild eines gründlichen Kenners seiner Dichtungen aus der Gelehrten-Generation zwischen den beiden Weltkriegen ausgesehen hat. Und das

¹ Alle vier sind in Ludwig Wolffs 'Kleineren Schriften zur altdeutschen Philologie' (Berlin 1967) wieder abgedruckt und werden danach zitiert: 'Der Willehalm Wolframs von Eschenbach', DVjs 12, 1934, 504—539 = Kl. Schr. S. 217—245; 'Wolframs Schionatulander und Sigune', Studien zur deutschen Philologie des Mittelalters, Friedrich Panzer zum 80. Geburtstag, Heidelberg 1950, S. 116—130 = Kl. Schr. S. 246—261; 'Die höfisch-ritterliche Welt und der Gral in Wolframs Parzival', PBB 77, Tübingen 1955, 254—278 = Kl. Schr. S. 195—216; 'Vom persönlichen Stil Wolframs in seiner dichterischen Bedeutung. Ein Versuch', Kl. Schr. S. 262—293.

könnte am Ende von mehr als bloß forschungsgeschichtlichem Interesse sein. Daß drei von den vier Aufsätzen erst nach 1945 geschrieben worden sind, ist für die Generationenfrage unerheblich, denn Krieg und Zusammenbruch haben in Wolffs wissenschaftlichem Werk keinen spürbaren Einschnitt markiert.

Daß er mit dem 'Willehalm' begann, war in der Mitte der dreißiger Jahre nicht selbstverständlich. Wolffs Aufsatz in der 'Deutschen Vierteljahresschrift' steht mit am Beginn einer Aufwertung von Wolframs zweiter großepischer Dichtung "zu einem Kunstwerk, das sich hoch über die meisten Werke seiner Zeit erhebt" (S. 245). Daß dies vielleicht sogar für seinen eigenen 'Parzival' zutreffen, daß der Dichter im Gedanklichen wie im Formalen auch über den in seinem kombinierten Artus- und Gralroman erreichten Stand hinausgewachsen sein könnte, lag allerdings noch nicht in Wolffs damaligem Blickfeld. Er suchte den — seiner Ansicht nach unterschätzten — Rang der unvollendeten Altersdichtung nicht so sehr in ihrer Anders- bzw. Neuartigkeit, als vielmehr in ihrer weitgehenden Ähnlichkeit mit der vorangehenden vollendeten.

Gab es nicht auch im 'Willehalm' einen jugendlichen Helden, der, wie Parzival, *tump* und *træcliche wis* eine seelische Entwicklung durchzumachen hatte und in einem längeren Prozeß durch Erfahrung, Einsicht, Gnade zu sich selber finden sollte: Terramers verschleppten, an den französischen Hof verkauften und dort, weil er die Taufe ablehnte, in die Küche gesteckten Sohn Rennewart, dem die Königstochter Alyze zugetan ist, den Willehalm zu ritterlicher Erziehung an sich nimmt, in welchem Gyburg ihren Bruder erkennt und dem das Christenheer den Sieg in der zweiten Alischanz-Schlacht verdankt? Sehr weit trägt die Parallele gleichwohl nicht: Der Heide Rennewart glaubt eine unbeglichene Rechnung mit seinem Vater Terramer und seiner ganzen Familie zu haben, nicht mit Gott wie Parzival. Wolff erklärt das damit, daß, nachdem Wolfram in seinem älteren Epos die Einheit von Gott und Welt als möglich und erreichbar statuiert hatte, diese für das jüngere kein Problem mehr gewesen sei. "Das, was im 'Parzival' erst in schwerem innerem Kampf errungen wurde, als das Ergebnis einer langen seelischen Entwicklung, die erst stufenweise zu klarer Einsicht fortschritt, das steht hier schon am Anfang. Es ist von vornherein gesichert und erscheint als das Gegebene, das man ohne weiteres ergreifen kann" (S. 223). Rennewart jedoch zögerte offensichtlich, es zu ergreifen: soweit die Erzählung reicht, ist die Frage nach dem wahren Gott für ihn kaum existent, mindestens nicht brennend. Sie steht weit zurück hinter seinem ungestümen Verlangen nach Rehabilitierung als Sohn des heidnischen Oberkönigs, hinter seiner Liebe zu Alyze, seiner Freundschaft zu Willehalm und dem Hingezogenwerden zu seiner unerkannten Schwester Gyburg. Und alle diese Fragen sind noch völlig offen, als die epische Erzählung abbricht.

Wolff hatte sicher recht, wenn er meinte, daß der Dichter sie unmöglich hätte offenlassen können und wollen. Aber der von ihm postulierte Schluß liegt ganz auf der Linie des 'Parzival'-Schlusses: 'Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen'. Nachdem Willehalm vorangegangen war und König Matribleiz mit den Leichen der vornehmsten Gefallenen heimgesandt hatte, hätte sich Terramer "nicht kleiner . . . zeigen" dürfen. "Es mußte zu einem Friedensschluß mit dem Austausch sämtlicher Gefangenen kommen." Terramer mußte dem in seine Gewalt geratenen, wiedergefundenen Rennewart, der auf christlicher Seite mitgekämpft und ihn den Sieg gekostet hatte, die Rückkehr ins Frankenreich freigeben, und das schloß "mit Notwendigkeit die Aussöhnung zwischen Sohn und Vater und damit natürlich auch zwischen Giburg und dem väterlichen Hause ein". "Dem geschwisterlichen Wiederfinden Giburgs und Rennewarts mußte schließlich sein Übertritt zum Christentum und durch die Vermittlung Willehalms seine Vermählung mit Alize folgen" (S. 231). Und damit nicht genug: wie Freirefiz mit Repanse de Schoye sollte nach diesem Konzept Rennewart mit Alyze als christlicher König in ein heidnisches Reich zurückkehren. "Das Christentum sollte mit ihm den Einzug in die Welt der Heiden halten" (S. 243). Als Grundgedanke der Erzählhandlung, den Gestalt und Schicksal Rennewarts versinnlichen, erweise sich "die Überwindung jener tragischen Scheidung zwischen der Welt der Christen und der Heiden aus dem Geist und der überlegenen sittlichen Kraft eines glaubenstarken, innerlichen Christentums" (S. 239).

Wenn der fehlende Schluß des 'Willehalm'-Torsos so ausgesehen haben sollte, wie Wolff ihn projiziert hat, liefe er im Grunde auf einen 'Rennewart'-Roman zu. Dieser junge Polterer ist in Wolframs Gedicht zwar eine gewiß wichtige, aber – im Unterschied zu 'Aliscans', wo Rainouart sich in der zweiten Hälfte immer stärker vordrängt – beileibe nicht die Hauptperson. Das sind eindeutig Willehalm und Gyburg, und deren leidvolle Erfahrungen, die sie aus der Kraft ihrer Liebe und ihres Glaubens tapfer bestehen, bieten wenig Anlaß zu optimistischen Prognosen. Einen tragischen Ausklang des Ganzen angesichts der namenlosen Opfer "im rücksichtslosen Kampfe, der doch mit Notwendigkeit aus den Zerspaltungen unserer Erde folgt", und des Wissens darum, daß "die überwindende Versöhnung sich erst spät und selten aus Leid und Tod emporhebt" (S. 244), wollte auch Wolff nicht leugnen, jedoch "als tragische Dichtung" könne Wolfram sein Werk unmöglich angelegt haben (S. 229). Das hätte der mit dem 'Parzival' gewonnenen harmonischen Auflösung der Aporien ritterlichen Daseins widersprochen.

Die aber war wohl nicht zufällig in einer Märchenwelt angesiedelt und schwerlich Wolframs letztes Wort. Daß der selbstbewußt Aufbegehrende den *zwivel* fahren ließ, die *diemuot* lernte und trotz Schuld und Fehle in Gnaden an-

genommen wurde, hob das Leid der anderen nicht auf, das er verursacht oder nicht zu lindern vermocht hatte. Eben dies ist das Thema des 'Willehalm': das von Gott verhängte oder zugelassene Leid und die schuldhafte oder schuldlose Schuld der Menschenkinder in einer gnadenloseren Welt. Leicht vorzustellen, wie ausweglos in ihr Rennewarts und Gyburgs Lage im weiteren Verlauf der Erzählung hätten werden müssen. Wolffs irenische Natur sah und wollte es anders. Wolfram, so meinte er, könne unmöglich wieder preisgegeben haben, was ihn so viel gekostet haben müsse. Wie aber, wenn der Parzival-Friede mit Gott und Welt nicht gehalten hätte, was er versprach? Mindestens hat er den Dichter nicht gehindert, auch seinen anderen Helden sich auflehnen zu lassen: *'Miner flust maht du dich schamen, / der meide kint . . .'* (W 456, If.).

An den 'Titurel'-Fragmenten, die er richtiger 'Schionatulander' betitelt zu sehen wünschte, hat Wolff ebenfalls Versäumnisse der Forschung nachzuholen gesucht. Und wie im 'Willehalm' fand er auch in ihnen das 'Parzival'-Thema variiert: "eine tieferfaßte seelische Entwicklung, die über *tumpheit* und tragische Schuld zur Reife führen sollte" (S. 246). Bei diesem "vom tragischen Ausgang her" konzipierten Entwurf war die Ferne von den Werken höfischer Epik, "die ganz darauf gestimmt sind, den Helden zu märchenhaftem Glück zu führen" (S. 248), von vornherein nicht zu übersehen. "Noch stärker als über dem 'Willehalm', lesen wir jetzt, liege der 'Vergänglichkeitsgedanke' über dem, was ausgeführt ist und vielleicht nur noch eines abschließenden dritten Abschnitts bedurft hätte, mit welchem diese "tragische Dichtung . . . im Untergang von Glück und Jugendschönheit ausklingen sollte" (S. 249).

Das ganze Ausmaß des Leides, das nach dem frühen Tode des Geliebten der Zurückbleibenden zu bewältigen übrig blieb, bis es ganz in Inneres verwandelt schien, war im 'Parzival' vorweggenommen. Wolff selbst hat einfühlsam beschrieben, wie Sigunes "ganzes Leben nur noch liebendem Gedenken angehört", wie "sie damit eine Schuld auslöscht, die sie sich selber vorwirft", und für Wolfram "zur Verkörperung unwandelbarer Treue" wurde "und damit des Höchsten, was er am Menschen kannte" (S. 247). Er hat auch dem Dichter ins Herz geschaut, dem alle seine poetischen Gestalten "vertraut wie die Menschen der Wirklichkeit" wurden, deren Schicksale ihn nicht losließen. Wenn Sigune für diesen Sachverhalt das Paradebeispiel sein soll, dann fällt es allerdings schwer, den ihrer bittersüßen Liebe gewidmeten Strophen des gealterten Dichters das Wissen um den von ihm selbst lange vorher gedichteten Ausgang gänzlich fernzuhalten und in ihnen die abgeklärte Stimme dessen zu vernehmen, "der mit dem entsagungsvollen, milden Blick des Scheidenden auf das Glück dieser Erde schaut" (ebda.). Er kannte nur zu gut die bitteren Tropfen darin, die Herzeloyside der noch kindlichen Sigune warnend zu bedenken gibt: *'du hast in die kurzlichen fröud vil sorge alze sere gemischet.'* (T 125,4), und die die unbedacht For-

dernde dann eigenhändig hineinräufeln wird. Da sie selbst an ihrer Liebe schuldig geworden ist, kann sie sich nicht einmal beklagen. Die Einsicht aber, "daß alles Menschenglück nur eine kurze Zeit hat" (S. 261), reicht über diesen Einzelfall hinaus, wie nicht bloß Wolfram wußte — es sind Wolffs eigene Worte.

Die dichterische Qualität des 'Willehalm' wurde gemessen, die Eigenart des 'Schionatulander' wurde bestimmt auf dem Hintergrund des einzigen vollendeten epischen Werkes Wolframs. Zu diesem maßstabgebenden, Bezugspunkt bildenden 'Parzival' hat sich Wolff erst verhältnismäßig spät im Zusammenhang geäußert. Den Anlaß bot die Auseinandersetzung mit Gottfried Webers geistesgeschichtlicher Interpretation des 'Parzival' als frühestem Dokument des Übergangs vom augustinisch-dualistischen zum thomistisch-gradualistischen Weltbild. Indem Wolframs Held entgegen Trevrizents Rat und wider das Gesetz des Grales nicht aufhört, um ihn zu ringen, und am Ende Erfolg hat, wird nach Webers Lehre die alte unzulängliche Vorstellung von dem nur bedingungslose Unterwerfung heischenden Gott zugunsten der neuen von dem auch dem menschlichen Streben Anerkennung zollenden überwunden und zugleich die höfische Welt, deren Repräsentanten auf der früheren Stufe verharren, verurteilt.

Wolff wandte ein, daß der Text — unvoreingenommen und genau gelesen — eine solche Konstruktion nicht erlaube, die "widerdichterisch" (S. 197) genannt werden müsse, weil ein poetisches Werk "keine gedankliche Darlegung" sei (S. 195), sondern anderen Gesetzen folge: dem sprachlichen Ausdrucks- und Gestaltungswillen des Künstlers. Herzloydes kindgemäße religiöse Unterweisung des Knaben und die ritterliche des Knappen durch Gurnemanz könnten daher unmöglich als defizient im Vergleich mit derjenigen Trevrizents abgewertet und in Gegensatz zu ihr gestellt werden. "Die Erzählung vom Leben Parzivals" sei "vom Helden aus geformt", und es werde immer nur das ausgeführt, "was auf der jeweiligen Stufe innere Wirklichkeit für ihn gewinnt" (S. 198). Man könne auch nicht sagen, daß die Sehweise, zu der er im weiteren Verlauf seines Lebens vordringt, "etwas Gegensätzliches bedeutet und die alte Denkweise als schlechthin falsch zurückgeschoben würde" (S. 208), vielmehr "bedeutet die Gottauffassung, zu der Parzival geführt wird, . . . nur eine Erweiterung und Vertiefung": "Gott bleibt der Helfergott, aber in viel weiterem Sinne" (S. 209). Und "wenn das Streben das Zeichen einer als neu zu betrachtenden Haltung" sein solle, "hätte sie Parzival von Anfang an besessen . . ., schon in den Zeiten unzureichender Gotterkenntnis, und er hätte sie mit all den Angehörigen gerade der höfischen Welt geteilt, die sich durch das Wissen um die Unerreichbarkeit nicht vom Suchen abhalten ließen" (S. 212). Keine Rede davon, daß "der höfische Ritter . . . kein Leid sehen und wahrhaben" wolle: "gerade Leid zu lösen, zieht er aus" (S. 201). Wolfram habe das höfische Kulturideal weder verworfen noch abgewertet. Wolff erklärt es ausdrücklich für unrichtig, "zwischen der höfischen

Welt und der Welt echter Gotterkenntnis solche Gegensätzlichkeit anzusetzen" (S. 214). Zu meinen, "für die Allgemeinheit blieben die neuen Möglichkeiten nach der Überzeugung des Dichters noch verschlossen", "würde eine schmerzliche Meinung von seiner Zeit bedeuten. Ich glaube vielmehr, daß er dachte, seiner Welt in ähnlicher Weise helfen zu können, wie Trevrizent es Parzival getan hat". Denn "die religiösen Forderungen gelten für alle, und die Harmonie ist für jeden zu erreichen, der aus der Tiefe lebt" (S. 215 f.).

Das hat Ludwig Wolff geglaubt und vielleicht sogar erreicht. Er schrieb es "der allgemeinen Schwäche und Angreifbarkeit der menschlichen Natur" zu, "wenn die Menschen oft an der Oberfläche bleiben und am ehesten dort, wo sich das Leben leicht und in schönem Glanze zeigt und zu selbstischem Genuß verlockt" (S. 214). Was Parzival lernen mußte und lernt, war, "den Gedanken an den Mitmenschen jederzeit voranzustellen" (S. 204). Seine Schuld sei, "daß er sich nur vom Streben nach dem eigenen Ziel hat führen lassen und der Gedanke daran, was er dem anderen damit antat, ihn überhaupt nicht bewegt hat" (S. 207). — Nun, ganz so rücksichtslos, wie ihm hier bescheinigt wird, war er eigentlich zu keiner Zeit: Er wollte weder seiner Mutter noch Jeschute Leid zufügen, noch Gurnemanz und Liaze etwas schuldig bleiben, noch Anfortas' Qualen verlängern, aber daß "auch die Sünde, die ohne Wissen um die Bedeutung begangen wird", Schuld ist (S. 207), hat Wolff (gegen Maurer) zu Recht unterstrichen. Nur, dieser "Weg der Parzivaldichtung von kindlicher Unerfahrenheit über Weltbildung und Verschuldung zu schwer erkaufter Reife" (S. 252) verläuft in seinen entscheidenden Stationen außerhalb der höfischen Welt im engeren Sinne. Nicht Artus und die Seinen, die Gralsbotin Kundrie schließt den Schuldbeladenen aus der Tafelrunde aus; Sigune flucht und verzeiht ihm; der fromme Pilger Kahenis und der büßende Eremit Trevrizent helfen ihm auf den Pfad der Einsicht; Gott selbst bewahrt ihn vor neuer schwerer Schuld; als Gedemütigter, nicht als Sieger kommt er zum Gral; und daß er hier Versäumtes gutmachen kann, ist Gnade. Auch sie geschieht außerhalb der Artuswelt sowohl wie der wirklichen Welt. Das bedeutet doch wohl, daß Wolfram die Fähigkeiten und die Chance des Ritters, des Menschen überhaupt, es Parzival gleichzutun, recht skeptisch beurteilt hat.

Die vermeintlich für jeden erreichbare Harmonie ist permanent bedroht, mehr erträumte Utopie als greifbare Realität. Der 'Willehalm' beweist es, und statt ihn mit Wolff vom 'Parzival' her aufzuschließen, scheinen die zwischen den Weltkriegen aufgewachsenen Wolfram-Philologen geneigt, die Blickrichtung eher umzukehren und das erste Werk im Lichte der im zweiten erreichten neuen gedanklichen und künstlerischen Position des Dichters zu sehen.

Wie und worin Wolff die besondere künstlerische Eigenart Wolframs erblickt hat, das wird am deutlichsten in dem als ein 'Versuch' bezeichneten letzten

Aufsatz 'Vom persönlichen Stil Wolframs in seiner dichterischen Bedeutung', den er erst in seinen 'Kleineren Schriften' publiziert hat. Die Forschung hat ihn — zu ihrem Schaden, wie ich meine — an dieser Stelle gar nicht mehr richtig zur Kenntnis genommen. Das poetologische Instrumentarium des auktorialen Erzählers ist da ohne modische Hilfskonstruktionen sehr genau beschrieben und "aus der Persönlichkeit des Dichters" (S. 262) begriffen worden. "Er läßt gelegentlich durchschimmern, daß die Welt, die er vor dem Hörer erstehen läßt, in ihrem lebendigen Sein doch seine eigene Schöpfung ist" (S. 271). Die Wahrheit des Erzählten "ist also nur eine dichterische Unterstellung, eine Sache der Vereinbarung, ob man es sich einmal als wahr vorstellen will" (S. 272): *ine sagez iu niht nach wane: / gebiet ir, so ist es war* (P 59, 26 f.). Oder noch souveräner: *Swerc niht geloubt, der sündet* (P 435, 1), was Wolff zutreffend mit 'Wer's nicht glaubt, zahlt einen Taler' (S. 272) übersetzt hat.

Das Originalgenie Wolfram, von dem man ruhig wieder sprechen kann, verraten nicht zuletzt die eigenwilligen Bilder, die er zur Charakterisierung seiner Figuren verwendet und mit denen er abstrakte Aussagen konkretisiert. Sie sind das Ergebnis genauen Hinsehens auf die Dinge und Vorgänge wirklichen Lebens und gewiß auch Ausdruck der Freude an seiner Buntheit. Aber mehr noch — und mehr, als Wolff wahrhaben wollte — dieses Dichters Art und Weise, die dunklen, grausamen, unbegreiflichen Seiten des wirklichen wie des erdichteten Daseins sich und anderen erträglich zu machen. Grotteske Übersteigerungen werden eingesetzt, um die Tragik des Geschehens zu dämpfen. Der Hörer und Leser kann und soll zwar über Wolframs Humor lachen, im Grunde jedoch ist dieser eine ernste Sache: "das Mittel, Schweres geistig zu überwinden und zu lösen" (S. 269). Das zweite Verb 'lösen' verspricht wieder ein bißchen zuviel. Wenn es von Herzloyde heißt, nachdem ein gräßlicher Traum ihr den Tod Gahmurets angekündigt hat: *do brast ir freuden klinge / mitten ime hefte en-zwei* (P 103,18 f.), oder wenn das blutige Gemetzel der zweiten Alischanz-Schlacht so geschildert wird: *wie si den orsen streuten / mit manegem gezimier-tem man! / diu wærens da heime wol erlan: / da sint diu müeden ors vil vro, / der wirfet under sie ein trucken stro* (W 393, 8-12) — welche menschlichen Verluste, welches seelische Leid würden da gelöst? "Entwirklichung" (S. 270) des Häßlichen, Bedrückenden durch humoristische Übertreibung möchte dem Sachverhalt angemessener erscheinen.

"Die Welt der Dichtung", schrieb Wolff, "wird für Wolfram zu einer Welt, in der er zu Hause ist und in der seine Phantasie sich ebenso bewegt wie in den Erinnerungen der tatsächlichen Wirklichkeit" (S. 274). Die Grenze zwischen beiden Welten erscheint durchlässig, und er geht mit seinen dichterischen Geschöpfen um wie mit vertrauten Freunden und Bekannten. Aus dieser Fähigkeit, alles Nacherzählte und Selbsterfundene in "miterlebtes Leben" zu verwan-

deln, hat Wolff mit guten Gründen auch die Unmittelbarkeit und Mündlichkeit seines Stils abgeleitet, die ihm dafür zu sprechen scheinen, "daß er diktiert hat und also gesprochene Sprache aufgefangen ist" (ebda.). Darauf weisen seiner Ansicht nach z.B. die "den Regeln der Prosa und dem höfischen Sprachstil widersprechende Schlußstellung des Verbs im Hauptsatz" (S. 275), sowie Störungen der logischen Verknüpfung durch häufige Parenthesen, Asyndese und ἀπό κοινοῦ – Konstruktionen, die jedoch viel zu bewußt eingesetzt sind, um ein verläßliches Indiz gegen schriftliches Konzipieren zu liefern.

Alle diese sprachlichen Mittel stehen direkt oder indirekt im Dienste der Hervorhebung wichtiger Aussagen. Verstärkungsmittel sind auch zwei- oder dreigliedrige umschreibende Substantivverbindungen wie *jammers zil* (P 272,14) oder *freuden mangels last* (P 116,30); die Bezeichnung der Person durch eine sie auszeichnende Eigenschaft: *sin ellen so nach prise warp* (P 108,25) oder durch einen Nebensatz: *der aller wunder hat gewalt* (W 317,29); bildliche negative Umschreibungen wie *trurens laz* (P 270,22), *der witze ein kind* (W 73,8), *alda si jamer sneit / so daz se ein sterben niht vermeit* (P 128,21 f.); sie wirken zusammen bei der Ausprägung von Wolframs nominalem Stil. Seine unverhohlene Freude am Fremdartigen hat ihn immer wieder französische Brocken und Fremdwörter sowie archaische Wendungen einstreuen lassen. Daneben stehen Verse von unvergleichlicher Schlichtheit und Einfachheit wie die rettende Frage: 'æheim, waz wirret dier ?' (P 795,29). Er ist vieler Töne fähig und immer in der Lage, sich wechselnden Inhalten und Gemütslagen geschmeidig anzupassen.

Wolff konfrontiert den Eschenbacher zwischendurch mit Vorläufern und Zeitgenossen, mit der Intelligenz, Eleganz und höfischen Glätte Gottfrieds von Straßburg, mit der Klarheit und Bewußtheit seines anderen Helden Hartmann von Aue, denen beiden Wolfram die größere Lebendigkeit, Wandlungsfähigkeit und Tiefe voraus habe. Den Straßburger Meister sah er wohl immer noch ein bißchen mit den Augen des ihm abgeneigten Lachmann, während ihm der Weg von Hartmann zu Wolfram keine besonderen Schwierigkeiten zu bieten schien. Tatsächlich hat sich der Eschenbacher von Hartmann deutlicher distanziert als von dem ihm mißgünstigen Gottfried, und zwar in den Artus-Szenen des 'Parzival'. Im 'Willehalm' ist diese von Wolfram längst in Frage gestellte höfisch-poetische Musterwelt dann zu den Heiden entrückt. Und nun wird sichtbar, was bis dahin verhüllt war, daß *jamer ist unser urhap / mit jamer kom wir in daz grap / . . . / alsus diss lebens orden stet* (W 280, 17-20).

Diese Verse findet man wohl nicht zufällig bei Wolff nirgends zitiert. Ihm wuchs Wolframs "ganzes Schaffen . . . letztlich aus der in aller Erdenfreudigkeit religiös bestimmten Weltanschauung" (S. 293), der der "edle Wesenskern" der Menschen "mehr bedeutet als die Unvollkommenheiten und Fehler, die ihnen noch anhaften mögen". Es war seine Überzeugung – mehr als diejenige Wolf-

rams —, daß letztlich “über allem eine höhere Führung waltet”, “wenn die von Gott gegebene und gewollte schöne Ordnung durch menschliche Schuld auch vielfach überdeckt und zerstört wird” (S. 289). Aus ihr hat er gelebt und mit ihr ist er gestorben. Zu seinen treuesten Begleitern auf diesem Wege hat Wolfram von Eschenbach gehört, wie er ihn verstanden hat: in seiner Dichtung den “Glanz des Schönen” über “das Unzulängliche” breitend. Der hätte mit solchen Wirkungen seiner Kunst nach 750 Jahren wohl zufrieden sein können und — so abgeneigt er der Zunft war — vielleicht sogar dem so vollendeten Leben eines Buchgelehrten zugebilligt, daß es *ein nütziu arbeit* gewesen sei. Es war der Mühe wert.

Marburg, 14. 8. 1975

WERNER SCHRÖDER